

# Auerthal-Zeitung.

Localblatt für Aue, Auerhammer, Zelle-Mösterlein, Nieder- u. Oberpfannenstiel, Lauter, Bockau, Bernsbach, Behersfeld, Sackensfeld, Ischorlau und die umliegenden Ortschaften.

Preiszeit  
Mittwoch, Freitag u. Sonntag.  
Abonnementspreis  
Incl. der 3 wertvollen Beilagen vierteljährlich  
mit Frangirölchen 1 M. 20 Pf.  
durch die Post 1 M. 25 Pf.

Mit 3 illustrierten Beiblättern:  
Deutsches Familienblatt, Gute Geister, der Zeitspiegel.

Verantwortlicher Redakteur: Emil Hegemelster in A. u. (Erzgrünge).  
Redaktion u. Expedition: Aue, Marktstraße.

Inserate  
die einpaltige Vorpagelle 10 Pf.,  
die volle Seite 20, 1/2 S. 20, 1/4 S. 10 Pf.  
bei Wiederholungen hoher Rabatt.  
Alle Postanstalten und Landbriefträger  
nehmen Bestellungen an.

No. 134.

Freitag, den 11. November 1892.

5. Jahrgang.

## Bestellungen

auf die  
**Auerthal-Zeitung**

(No. 665 der Zeitungspreisliste)

für November und December

werden in der Expedition (Aue, Marktstraße), von den Aus-  
trägern des Blattes, sowie den Landbriefträgern jederzeit  
gern angenommen.

Expedition der „Auerthal-Zeitung“

Emil Hegemelster.

## Die Anschauungen der Regierung

hegt das „Militär-Wochenblatt“ dar. Es schreibt:  
„Italien besitzt sehr ausgedehnte Küsten. Eine  
Menge großer Städte liegt dicht an dem Meere, so daß  
sie leicht durch eine feindliche Flotte bombardiert werden  
könnte. Nun ist die italienische Flotte allein der franzö-  
sischen Mittelmeerflotte nicht gewachsen. Es ist also so  
leicht möglich, daß Italien beim Beginne eines großen  
Krieges gezwungen sein könnte, starke Truppenmassen zum  
Schutze seiner großen Seestädte zurückzubehalten. In-  
dessen wir wollen uns in den Gedanken unserer Optimisten  
versetzen. Nehmen wir also an, daß Italien schon bei  
der Mobilmachung seine gesamte Geldarmee im Norden  
des Landes versammeln könnte. Auf welche Weise soll  
dann dies italienische Heer in den Kampf eingreifen?  
Ein direktes Vorgehen der Italiener über die Alpen gegen  
Südfrankreich würde die Franzosen zu einer Teilung ihrer  
Streitkräfte zwingen und uns Deutschen von hohem Ru-  
hen sein. Allein die Alpen sind nicht so leicht zu über-  
schreiten; wenn dies überhaupt gelingen sollte, so würde  
es sehr lange dauern und viel Zeit verloren gehen. Der  
kriegsgeschichtlich gebildete Offiziere weiß aber, welche un-  
geheuren Schwierigkeiten der Forcierung eines Gebietes  
von der Höhe und dem Umfang der Alpen entgegenstehen.  
Eine vorläufige Heeresleitung würde vielleicht ein derarti-  
ges Unternehmen nur dann wagen, wenn sie auf eine  
unbeschränkte Uebermacht zur See und demgemäß auf ein  
Eingreifen der Kriegsmarine mit Sicherheit rechnen dürfte.  
Bei der unseren Betrachtungen zu Grunde gelegten Grup-

pirierung der Großmächte ist aber an eine Ueberlegenheit  
der italienischen Kriegsmarine gar nicht zu denken. Eine  
wirksame Unterstützung der deutschen Westfront durch Un-  
ternehmungen der Italiener gegen Südfrankreich wird also  
so dadurch nicht wahrscheinlich gemacht. Daß die Italiener  
den Anschlag an die deutschen Westarmeen auf dem  
Wege über die Schweiz suchen würden, wird niemand  
glauben. Die Schweiz ist neutral und sichert ihre Neu-  
tralität durch ein sehr kräftiges und starkes Heeresausge-  
bot. Es bliebe also zur Unterstützung der deutschen West-  
front nur ein Eisenbahntransport der italienischen Armee  
über Tirol und München übrig, d. h. im Wesentlichen  
auf einer einzigen Eisenbahnlinie, deren Leistungsfähigkeit  
noch dazu keineswegs besonders hoch zu veranschlagen ist.  
Selbst auf diesem Wege würde also eine wirksame Un-  
terstützung der deutschen Westfront durch die Italiener erst  
eintreten können, wenn die ersten entscheidenden Schlage  
längst gefallen sind. Nun haben wir gesehen, daß Deutsch-  
land selbst dann nicht auf eine Ueberlegenheit gegenüber  
den Franzosen rechnen darf, wenn es seine gesamten  
Streitkräfte auf seiner Westfront versammeln könnte. In  
dem von uns angenommenen Falle eines Doppelkrieges  
kann davon aber gar nicht die Rede sein. Die russische  
Armee ist der Armee Oesterreich-Ungarns derartig überlegen,  
daß Deutschland einen Teil seiner Streitkräfte auf seiner  
Ostfront verwenden mußte. Dann hätten wir aber auch  
nicht unsere ganzen Streitkräfte für unsere Westfront ü-  
berlegen sein, selbst wenn die Franzosen 1/2 ihrer Streit-  
kräfte an den Alpen zurücklassen würden. Nehmen wir  
selbst an, daß sich wiederum, wie 1870, eine sofortige  
Ueberlegenheit der deutschen Heeresführung herausstellen  
sollte und daß es uns gelänge, trotz unserer Minderzahl,  
auf der Westfront gleich ansangs einige große Siege zu  
erfechten. Was würde dann geschehen? Die Franzosen  
würden einfach hinter ihre Sperrforts und ihre großen  
Lagerstellungen zurückgehen und dort Verstärkungen durch  
Truppen zweiter Ordnung abwarten. Wollten wir dann  
unseren Angriff fortsetzen, so müßten wir zunächst eine  
Anzahl dieser Sperrforts und mindestens eine große La-  
gerstellung erobern, um uns auch nur in den Besitz einer  
einzigen großen Eisenbahnlinie zu bringen. Daß wir  
aber ohne den Besitz einer durchgehenden Eisenbahnver-

bindung nicht ernsthaft daran denken können, in Frank-  
reich vorzudringen, steht außer jedem Zweifel. Der Nach-  
schub an Munition, Lebensmitteln, Ersatz für die Verluste  
ist bei unseren heutigen Waffenherren ausschließlich an  
die Eisenbahnen gebunden. Würde nun irgend jemand  
wohl annehmen wollen, daß uns die Franzosen Zeit lä-  
ßen würden, um die notwendigen Belagerungen in aller  
Ruhe zu vollbringen? Selbst in dem von uns an-  
genommenen, denkbar günstigsten Falle ist also gar nicht  
daran zu denken, daß Deutschland auf seiner Westfront  
binnen kurzer Zeit eine so ausgesprochene Ueberlegenheit  
über die Franzosen erlangen könnte, um daß Wegziehen  
starker deutscher Heeresmassen, nach der Ostfront zu rech-  
fertigen. Nun kann man vielleicht einwenden: Mittler-  
weile kommt die italienische Armee heran und dann kann  
Deutschland ruhig einen großen Teil seiner bisher sie-  
gerichten Streitkräfte der Westfront entziehen und sie nach  
der Ostfront versetzen. Dem entgegenen wir, daß die Grund-  
bedingung dafür doch immer nur fortwährender Sieg un-  
serer Waffen sein könnte. Nun werden wir aber in ein-  
em zukünftigen Kriege ebensowenig die Franzosen von  
1870 wiederfinden, wie Friedrich der Große beim Beginn  
des siebenjährigen Krieges die alten Oesterreicher wiederfand. Der  
Besteige lernt erfahrungsmäßig immer mehr als der Ste-  
ger; dies liegt in der Natur aller menschlichen Dinge ge-  
gnetet. Es würde also ein schwerer Fehler sein, wenn  
wir annehmen wollten, die Franzosen hätten seit 1870  
wenig oder gar nichts gelernt. Eine Unterschätzung des  
Gegners hat sich noch jederzeit gerächt.“

## Politische Nachrichten.

Deutschland.

Berlin, den 9. November.

— In Deutschland, außer Sachsen, hat jeder Arbeit-  
geber die Karten der Alters- und Invalidenkasse selbst mit  
Marken zu belegen. Das Ergebnis ist so, wie es erwar-  
tet werden konnte — unzuverlässige Wirtschaft. Aus  
Märberg wird berichtet: Eine Ende August begonnene  
Kontrolle der Duntungskarten der Invaliditäts- und Al-  
terversicherung ist nunmehr beendet worden. Es wür-  
den im Ganzen in 2563 Häusern 12868 Karten geprüf-

[Nachdruck verboten.]

## Feuilleton.

### Die Armen der Millionenstadt.

Ein Berliner Roman aus der Gegenwart  
von W. Palfy.

(Fortsetzung.)

Wie der Blig huschte sie dann hinter dem Wagen vor-  
über, in dem sie stiegen, und ihrem unruhig spähenden  
Auge entging kein einziges Angesicht.  
Mit unheimlichem Instinct umkreiste sie seit einigen  
Abenden ein großes Haus am Nordende der Wilhelmstraße,  
indem sie sich scheu in Nebenhöfen und Hausfluren verbergte.  
Dieses einzelne Haus, dicht bei den Linden, mit seiner  
fürstlichen Pracht und geradezu steinern hochmütigen Ab-  
geschlossenheit hatte es ihr angethan.  
Warum ging da Niemand ein und aus? Wo war die  
Oertin? Warum war sie niemals zu erspähen?  
Da gab ihr eines Abends die Köchin, die eben aus den  
Markthallen kam und sie erst hochmütig weggeschickte, dann  
aber sich befinnend, mit in die Küche nahm und ihr ihren  
Knochenvorrath verkaufte, eine Auskunft, die sie von Neuem  
aufregte und verwirrte.  
Der Graf, so hörte sie, sei seit längerer Zeit in diplo-  
matischer Sendung auf Reisen; gerade, als er zurück erwartet  
würde, sei die gnädige Frau ganz plötzlich, mitten in der  
Nacht, mit ihrem kleinen kranken Kinde, nur von der  
alten Salscha begleitet, ihm entgegengeritten.  
Verreist also! Tage lang keine Gelegenheit, sie auszu-  
spähen! Sollte sie unthätig warten, bis sie zurückkam?

Aber die so schmerzlich Gesuchte wollte vielleicht in einer  
von grünen Gärten umgebenen Villa von Berlin W.,  
mit seinen baumbepflanzten Boulevards, oder im Thier-  
gartentempel, wo rothe und blaue Frühlingobolmen vor  
den weißen Terrassen blühten. Frau Marie schwankte.  
Sollte sie warten, sollte sie weiter forschen? Wahrschein-  
licher war es, daß die lange gesuchte Spur hier endlich  
gefunden war, denn jenes Gesicht, das soviel ausgesprochen  
es konnte keiner Frau angehören, die in leiblicher Nähe,  
entwacht den Wogenschlügen des großstädtischen Alltags-  
lebens, ihre Tage verträumte.  
Die glühenden Augen, deren Bligstrahl die arme Mutter  
getroffen hatten, gehörten sicher einem Weisen an; das  
Leben um sich brauchte, Bewegung und Leidenschaft.  
Mit einem milden Seufzer verließ endlich Frau Marie  
das Haus und die Gegend. Die Nacht brach herein und  
sie hatte noch einen weiten Weg zu gehen, kraftlos mit  
schmerzenden Füßen.  
Ach, beim Forschen und Spähen hatte sie wieder nicht  
auf den Verdienst geachtet. Wenn sie dem Besitzer des  
Lumpenkleiders immer so wenig überdrachte, wie bisher,  
dann würde sie bald genötigt sein, auf dieses kümmerliche,  
aber feste Schlafquartier im Lumpenkleider, daß er ihr als  
ständige Kundin zur Mitbenutzung überließ, zu verzichten.  
Sie mußte dann, wie die andern armen Schaalers, ihre  
Nachtruhe in Rohbauten, in unverschlossenen Kellerräumen,  
unter Brücken oder in Müllgruben, im Sommer aber bei  
„Mütter Grün“ suchen.  
Marie schauderte bei dem Gedanken daran. Ihre feinfüh-  
lige Natur bedrte zurück vor diesem allmächtigen Verfluten  
in den Sumpf.  
Ach, wie anders hätte ihr Leben sich damals aufgethan,  
als sie, nach einer in Fleiß und Arbeit verliebten glücklichen  
Jugend ihren Karl geheiratet hatte!

Das war nun Alles vorbei! Und warum?  
Was hatte er begangen, was hatte sie gethan, um so zu  
leiden?  
Die Uhr schlug Mitternacht, als sie in der Kaiser-Wil-  
helmstraße ankam. Da es demnach zu spät war, um mit  
dem Producenten abzurechnen, so ließ sie ihren Sack  
unerschütet und stieg mit zaghaftem Tappen die wenigen  
ausgetretenen Stufen nach dem großen Lagerkeller hinab.  
Ein dicker, häßlicher Dunst, gemischt aus menschlichen  
Auddünstungen, Knochen- und Lumpengeruch und Keller-  
feuchtigkeit schlug ihr entgegen.  
Sie fand zwar alle Ecken schon besetzt, aber sie fand  
nicht unerwartet.  
In dem sonderbaren Schlafquartier war augenscheinlich  
etwas im Werke.  
In der Mitte, auf dem ebenen Boden, sorgfältig von  
den Lumpen und Papier bestehenden Vorratshäufen  
entfernt, brannte trübe ein Laternen, darum standen die  
Reste einer Orgie der Schaalers, im Müll gefundene Con-  
servendüchsen, die nach Schnaps düsteten. Offenbar war  
der Verdienst heute groß gewesen.  
„Schaalermarie?“ Lang es ihr wohlwollend entgegen:  
„Na, wie steht der Verdienst?“  
„Laßt ihr sehen,“ wehrte der „Oberst“ ab, „sie versteht  
et noch nicht so recht mit's Jeschäft. Da is der „Kleine  
Robert“ een anderer Kerl. Der hat heut' spendiert.“  
„Die „Pöbelriecher“ huschte aus ihrer Ecke neben sie hin  
und hielt ihr eine schmutzige Blechschüssel voll Bierdunst  
mit einem gewissen Stolz vor's Gesicht.  
„Da,“ flüsterte sie mit ihrer rauhen, häßlichen Stimme,  
in die sie aber jetzt die größte Milde zu legen bemüht war,  
„Trink, 't is Bier, ic' hab' Dir uffgehoben. Schnaps  
willste ja nich.“  
Ein schwaches Lächeln irrte um Mariens blaffen Mund.